

KAPITEL 1



Ich bin erledigt.

Vor meinen Füßen liegt die kümmerliche Ernte diesen Jahres. Kartoffeln, die nicht einmal halb so groß sind wie meine Faust, und verschrunpelte Rüben.

Der ungewöhnlich heiße Sommer und die daraus resultierende Hitze haben ihren Tribut gefordert.

Deprimiert lasse ich meinen Blick über das Feld vor mir gleiten und wische mir den Schweiß von der Stirn.

Alles war umsonst.

Nervös beiße ich mir auf die Unterlippe, während ich zurück zu meiner Hütte laufe. Selbst der kleine Bach, der sonst so munter neben meinem Zuhause entlangplätschert ist, ist zu einem traurigen Rinnsal verkommen. Zu wenig Wasser, um meine beiden Felder zu bestellen, die mich eigentlich über den Winter hätten bringen sollen.

Es ist Zeit, meine zweite Nahrungsquelle zu überprüfen.

Nachdem ich meine langen braunen Haare zu einem Zopf geflochten habe, laufe ich im angrenzenden Wald die aufgestellten Fallen ab.

Nichts. Wie schon die ganze letzte Woche.

Das trockene Laub unter meinen Füßen raschelt laut, während ich von einer Schlinge zur nächsten laufe, nur, um wieder enttäuscht zu werden.

Es ist zwar noch früh am Morgen, aber ich habe keine Hoffnung mehr, heute noch einen Hasen oder zumindest ein Eichhörnchen zu fangen. Schließlich hatte ich schon die ganze letzte Zeit kein Glück.

Langsam dämmert es mir, dass ich keine Wahl habe, und sofort bildet sich ein eiskalter Klumpen in meinem Bauch, der sich durch meine Eingeweide frisst.

Trotz des ungewöhnlich warmen Wetters fröstelt es mich und ich reibe mir die Arme, während ich zu meiner Hütte zurücklaufe.

Ich will es nicht tun. Ich will nicht ins Dorf.

Aber ich weiß, dass ich es *muss*.

Nicht, weil ich den langen Marsch von etwa einem halben Tag scheue. Auch nicht, weil mir bei den dort verlangten Preisen die Galle hochkommt.

Sondern wegen der *Menschen*.

Früher ist alle paar Wochen ein fahrender Händler in den Wald gekommen. Etwa drei Stunden von meiner Hütte entfernt haben wir uns getroffen und ich habe ihm feines Wildfleisch, das ich erbeutet habe, oder Schmuck verkauft. Besonders die Armreife, die ich aus Rehgehörn oder Wildschweinhauern herstelle, waren bei den Frauen sehr beliebt.

Seit etwa einem halben Jahr ist er hier nicht mehr aufgetaucht. Sicherlich, er ist alt, aber ich hoffe trotzdem, dass ihm nichts passiert ist. Er ist in Ordnung und stellt keine Fragen. Er nimmt, was ich ihm bringe, und entlohnt mich ordentlich.

Außerdem hat er mir in der Vergangenheit oft die Bestellungen aus dem Dorf geliefert, die ich dann in einer nahegelegenen Höhle verstaut und einzeln zu meiner Hütte geschleppt habe. Ein Vorgehen, das auch schon meine Ziehmutter so praktiziert hat.

Sehr mühselig, aber ich habe keine andere Wahl.

Die Menschen dürfen nicht wissen, was ich bin. Sie dürfen nicht einmal ahnen, was so nah an ihrem Dorf lebt.

Ich bin mir sicher, dass die Ernte im Dorf Thiras nicht so katastrophal ausgefallen ist wie bei mir, schließlich liegt das Dorf direkt an einem vom Fluss gespeisten See. Aber hier, mitten im Wald, habe ich nichts außer dem kleinen Bach, der nahezu versiegt ist.

Ich ertappe mich dabei, wie ich sinnlose Tätigkeiten verrichte oder den Staubkörnern zuschaue, die im Sonnenlicht tanzen. Alles, um den Aufbruch hinauszuzögern.

Genervt fahre ich mir mit der Hand durchs Gesicht. *Du kannst das, Fye. Du warst schon so oft im Dorf und niemals ist etwas passiert. Auch diesmal wird alles gut gehen.*

Tatsächlich war ich seit dem Tod meiner Ziehmutter Bryande nur ein einziges Mal im Dorf. Seitdem lebe ich von meinen Feldern und



dem, was der Wald mir gibt. Hin und wieder habe ich auch etwas bei dem fahrenden Händler gekauft oder getauscht. Es waren gute Jahre mit noch besseren Ernten und ich habe keinen Gedanken daran verschwendet, dass es einmal anders sein könnte.

Menschenmassen jagen mir schon bei der bloßen Vorstellung einen Schauer über den Rücken.

Doch es hat keinen Sinn. Ich kann es sicherlich noch ein paar Tage hinauszögern, aber früher oder später werde ich mich auf den Weg ins Dorf machen müssen. Lieber heute, bei gutem Wetter. Wer weiß, vielleicht gießt es morgen schon wie aus Eimern.

Auch wird es dann noch einige Tage dauern, bis die Ware geliefert wird. Und wieder einige Tage länger, bis ich alles zu meiner Hütte geschafft habe. Außerdem muss ich erst mal einen Lieferanten finden, der bereit ist, meine gekauften Waren mit seinem Karren mitten in den Wald zu fahren und dort abzuladen – und dabei keinerlei Fragen zu stellen.

Also streife ich die von der Feldarbeit schmutzige Kleidung ab, schlüpfe in eine enge Hose und ziehe ein braunes Wams über, das mir bis zu den Knien reicht und das ich mit einem Gürtel in der Taille umschließe.

Anschließend kratze ich alle meine Ersparnisse zusammen, um den Händler und den Lieferanten im Dorf bezahlen zu können. Wohlweislich nehme ich noch ein paar mehr Münzen mit: Einerseits, weil nach dem unnatürlich heißen Sommer die Preise gestiegen sein werden und andererseits, um mir Verschwiegenheit zu erkaufen.

Ich verstaue die Münzen in einem Lederbeutel, den ich an den Gürtel binde, und greife nach meinem grünen Umhang, den ich mit einer silbernen Schließe zusammenhalte. Bevor ich meine Hütte verlasse, schlage ich die Kapuze über den Kopf, um meine Ohren zu verdecken, sodass niemand auf den ersten Blick sehen kann, dass ich nicht menschlich bin.

Meine Ohren. Mein Makel. Das Zeichen meiner Herkunft.

Beim Hinausgehen greife ich nach meinem Stab und ziehe die Kapuze tief ins Gesicht, während ich krampfhaft versuche, die Panik niederzukämpfen, die Besitz von mir ergreift.

Unter keinen Umständen dürfen die Menschen sehen, was ich bin. Es wäre mein sicherer Tod.

Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich mit meiner Ziehmutter das Dorf besucht habe. Es ist bisher immer gut gegangen. Es wird auch heute gut gehen. Heute Abend werde ich schon wieder in meiner Hütte sein und über meine Angst lachen.

Ich lege die Hand um meine silberne Schließe, atme tief durch und schlage einen schnellen Schritt Richtung Dorf ein.



Da die Bäume über mir nahezu alle Blätter verloren haben, scheint die heiße Mittagssonne ungehindert auf mich hinab. Schweiß rinnt mir mittlerweile in Strömen den Rücken herunter, doch ich versuche ihn zu ignorieren. Ich habe es eilig und um nichts in der Welt würde ich außerhalb meiner Hütte die Kapuze ablegen.

Das trockene Laub knirscht unter meinen Füßen, während ich flink zwischen den Bäumen abseits der Wege entlangrenne.

Auf meine Schritte achte ich jedoch kaum, denn meine Gedanken schweifen ständig ab. Der Knoten in meinem Bauch hat sich mittlerweile zu einem stattlichen Klumpen entwickelt und mit jedem Schritt, den ich näher an das Dorf komme, scheint er sich zu vergrößern.

Sollten die Menschen entdecken, was ich bin, wäre ein Leben in einem dunklen, feuchten Kerker noch die beste Aussicht, mit der ich rechnen kann. Es würde jedoch eher auf den Strang oder das Schwert hinauslaufen – wenn ich Glück habe. Es fällt mir nicht schwer, mir Schlimmeres als das vorzustellen, immerhin kenne ich die Geschichten und weiß, was mit meinesgleichen passiert, wenn man uns zu fassen bekommt. Nicht, dass das oft vorkommt. Soviel ich weiß, gibt



es nur noch sehr wenige Mischlinge wie mich. Jedoch bauschen die Menschen eine Ergreifung gern zu einem Spektakel auf, das sich für Monate in ihren Köpfen festbrennt.

Ich blende meine Umgebung nahezu komplett aus und hänge düsteren Gedanken nach. Was, wenn es diesmal doch nicht gut geht? Wenn ich geschnappt werde? Doch wenn ich dieses Risiko nicht eingeehe, ende ich als abgemagertes Skelett im Wald. Ich habe also die Wahl zwischen schmerzlichem und qualvoll langsamem Tod. *Großartig.*

Abrupt bleibe ich stehen und drehe mich nach allen Seiten um. War da nicht eben ein Geräusch im Unterholz hinter mir? Noch bin ich nicht weit entfernt von meiner Hütte. Sollte sie von einem Wegelegerer entdeckt werden, wäre ich in Gefahr. *Verdammt!* Ich beiße die Zähne zusammen. Ich habe mich von meiner Panik und meinen Angstträumen ablenken lassen. Sicherlich wäre mir sonst schon vorher aufgefallen, dass dort etwas ist.

Ich halte den Stab nun mit beiden Händen umklammert und beobachte aufmerksam meine Umgebung, während ich auf ein erneutes Geräusch warte. Ich spüre, dass ich nicht allein bin. Da, wieder ein Ast, der unter einem großen Gewicht geräuschvoll knackt. Schwerfällige Schritte nähern sich mir. So plump bewegt sich kein Geschöpf des Waldes. Kein Jäger würde sich so laut an seine Beute heranschleichen und kein Beutetier würde so einen Krach veranstalten, damit jeder Jäger auf es aufmerksam wurde. Nein, da kommt etwas anderes auf mich zu.

Blitzschnell wirble ich herum und warte kampfbereit.

Ich erschrecke trotzdem, als er aus dem Unterholz tritt, und weiche einen Schritt zurück. Vor mir steht ein Hüne von einem Menschenmann. Seine Arme sind so dick wie Keulen und mit dichtem Haarwuchs übersät, sodass sie fast schwarz wirken, und quer durch sein hässliches Gesicht verläuft eine große, wulstige Narbe. Mit seinen Schweinsaugen blickt er in meine Richtung und fängt sofort dümmlich an zu grinsen. Angewidert weiche ich einen weiteren Schritt

zurück, lasse ihn jedoch nicht aus den Augen, und verfolge jede seiner Bewegungen.

»Na, sieh mal einer an. Was haben wir denn hier?« Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. »So ganz alleine unterwegs im dunklen, finsternen Wald?«

Stampfend macht er zwei Schritte auf mich zu. Jetzt sehe ich, dass er in seiner linken Hand eine große Axt hält, die er lässig schultert. Ein Holzfäller? Kurz hält er inne und taxiert mich von oben bis unten und wieder zurück. Eiskalt läuft es mir den Rücken hinunter, als seine kleinen Äuglein auf meinem Gesicht hängenbleiben. Ich weiß genau, was er sieht: ein hübsches, hilfloses Mädchen, ganz allein mitten im Wald.

Doch der Schein trügt. Ich bin alles andere als hilflos.

»Komm nur her, meine Schöne. Brauchst doch keine Angst zu haben.« Er hält mir eine seiner Pranken hin, als würde er denken, dass ich danach greife. Schützend halte ich den Stab vor meinen Körper. Anscheinend fasst er das als Einladung auf, noch zudringlicher zu werden. Wieder macht er einen Schritt auf mich zu und streckt seine schwielige Hand nach mir aus. Ich ziele kurz und schlage kräftig mit meinem Stab gegen seinen Handrücken. Der Hüne jault auf und sein Gesicht verzieht sich zu einer Fratze.

»Kleines Biest!«, schreit er mich an und lässt seine Axt fallen. *Grober Fehler, Freundchen!* Er versucht nun, mit beiden Händen nach mir zu greifen. Ich weiche ihm in letzter Sekunde aus und schlage erneut mit dem Stab zu. Dieses Mal auf seinen Rücken, was ihn taumeln lässt und ihm einen weiteren Schmerzensschrei entlockt. Es dauert kurz, bis er sein Gleichgewicht wiederfindet. Dann setzt er den Angriff weiter fort.

Er weiß einfach nicht, wann er verloren hat.

Langsam werde ich der ganzen Sache überdrüssig. Anscheinend reicht meine physische Kraft nicht aus, den Hünen zu Fall zu bringen oder ihm wenigstens soweit den Spaß zu verderben, dass er von mir ablässt. Ich muss wohl zu drastischeren Mitteln greifen. Es ist mir



zwar zuwider und birgt Gefahren, aber ich habe keine Lust, mich von diesem Riesen anfassen zu lassen.

Den Stab nun in nur einer Hand, bilde ich mit der rechten eine Faust, schließe die Augen, und murmele die uralten Worte, die sich für taub gewordene Menschenohren anhören wie ein melodischer Singsang. Kurz hält der Hüne inne und glotzt auf meine Faust, die nun leicht schimmert. Ich spüre wie die Macht und die Hitze in meiner Hand immer größer werden. Ein Luftzug umgibt mich, wirbelt meinen Rock und meinen Umhang umher, während ich weiter den Spruch aufsage. Als ich die Hitze in meiner Faust beinahe nicht mehr aushalten kann, öffne ich sie. Über der Handfläche tanzt nun ein Feuer. Jetzt schlage ich die Augen auf, fixiere den Mann, und als ich die letzten Worte spreche, wächst die Flamme zu einem Feuerball heran, der zuckend über meiner Hand schwebt.

Wimmernd vor Panik sinkt der Mann auf die Knie und legt einen Arm vor sein Gesicht, um seine Augen vor dem strahlenden Licht des Feuerballs zu schützen. Der Gedanke, dass ich für ihn aussehen muss wie eine Rachegöttin, blitzt in meinem Kopf auf. Nein, so will ich nicht gesehen werden! Ich tue das hier, um mich zu verteidigen und nicht, um Unheil zu stiften und Verderben zu bringen. Um den Gedanken zu vertreiben, schüttele ich mich kurz, wodurch die Kapuze herunterrutscht.

Nun sehen seine Schweinsaugen aus, als würden sie jeden Moment aus seinem Kopf fallen. Jetzt, da er merkt, was genau er vor sich hat, beginnt sein massiger Körper vor Angst zu beben. Auf seiner zerschlissenen Hose bildet sich ein nasser Fleck. Der Anblick weckt Mitleid und Ekel gleichzeitig in mir.

Ich lasse den Feuerball schmetternd nur wenige Zentimeter neben ihm zu Boden gehen. Dem Mann entfährt ein Schrei, als das Feuer das Gras neben ihm versengt und er die Hitze an seinem Körper spürt. Sicherlich wird auch ein großer Teil seiner üppigen Körperbehaarung in Mitleidenschaft gezogen. Nun ja, das ist kein großer Verlust.

Langsam schreite ich auf ihn zu und bleibe über dem wimmern- den Bündel stehen, das zu meinen Füßen liegt. Er ist unfähig, zusam- menhängende Worte von sich zu geben. Bei diesem Anblick bin ich froh, keiner von ihnen zu sein, auch wenn dieser Kerl wahrlich kein leuchtendes Beispiel für seine Rasse ist. Ich nehme meinen Stab nun wieder in die rechte Hand und lasse ihn auf seinen Kopf niederfahren. Augenblicklich sackt er bewusstlos zusammen.

Die Absicht, ihn zu töten, habe ich nicht. Damit hätte ich mich mit diesem Pack auf eine Stufe gestellt. Hinzu kommt, dass ich nicht mehr anrichten kann, als ihm ein paar Verbrennungen zuzufügen. Ich hoffe, dass er mit einem gehörigen Brummschädel aufwachen und sich nur undeutlich an das eben Geschehene erinnern wird. Und dass er eine andere Richtung einschlagen wird als zu meiner Hütte.

Einmal mehr bereue ich, dass ich nur die Grundzauber beherr- sche. Sonst setze ich meine Künste meist nur für alltägliche Arbeiten wie Feuermachen ein. Mächtige Angriffszauber sind nur den magi- ebegabten Hochelfenzauberern vorbehalten, die sich dem Studium dieser jahrtausendealten Kunst widmen. Niederen Elfen oder gar Halblingen wie mir bleibt nur die Küchenmagie, wie unsere klei- nen Tricks abschätzig genannt werden. Andere Elfen jedoch ziehen magische Kraft aus ihrem Medium – Waldelfen aus Bäumen oder Waldtieren, Dunkelelfen zaubern am besten in der Dunkelheit und so weiter.

Nur Hochelfen brauchen kein spezielles Medium, um ihre Magie zu wirken. Sie können Energie aus nahezu jedem Gegenstand, jeder Tageszeit und jedem Lebewesen beziehen. Ich jedoch habe nichts – kein Medium, keine Rasse, keine Zugehörigkeit – und muss mich auf meinen Stab und den Nahkampf verlassen. Zum Glück bin ich in beiden Gebieten ganz passabel.

Ich wende mich von dem Schauplatz des Geschehens ab, wo der Hüne noch immer bewusstlos liegt, ziehe mir die Kapuze wieder ins Gesicht und setze meinen Weg eilig fort. Dieser Zwischenfall hat mich schon zu viel Zeit gekostet.



Bäume und Sträucher fliegen förmlich an mir vorbei, während ich immer weiterrenne. Der Weg scheint nicht enden zu wollen. Wenigstens ermüde ich nicht so schnell oder brauche Pausen. Ein kleiner Vorteil meines Halblingdaseins.

Erst, als es der Sonne nach bereits später Nachmittag sein muss, sehe ich über den Baumwipfeln die Rauchfahnen des Dorfes. Ich beschleunige meinen Schritt etwas. In Gedanken gehe ich nochmals die Liste der Dinge durch, die ich unbedingt benötige.

Kurz bevor ich den Schutz des Waldes verlasse, klopfe ich mir den Staub von Kleidung und Stiefeln. Gewissenhaft überprüfe ich den Sitz des Umhangs und der Kapuze und schultere meinen Stab.

KAPITEL 2

Mit langsamen, menschengerechten Schritten, trete ich zwischen den Bäumen hervor und folge der Straße ins Dorf Thiras. Die Wege sind nicht gepflastert, bestehen nur aus festgetretener Erde. Kleine Hütten säumen den Weg, eine schäbiger als die andere.

Ich ziehe den Kopf zwischen die Schultern, spähe nur verstohlen nach rechts und links, um so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen und komme an vielen Feldern vorbei, auf denen gerade eine Handvoll älterer Menschen Arbeiten verrichtet. Die meisten Menschen des Dorfes scheinen einfache Bauersleute zu sein, die sich ihren Lebensunterhalt mit dem Bestellen von Äckern verdienen. Diese gebückten Leute sind keine Bedrohung und interessieren sich auch nicht für das verummte Wesen, das zielstrebig an ihren Feldern vorbeiläuft. Ihre Gleichgültigkeit lässt mich aufatmen und der eisige Knoten in meinem Bauch lockert sich etwas.

Doch so ganz will mich diese Erkenntnis nicht beruhigen, schließlich sind es gerade die Bauern und einfachen Menschen, die am stärksten an die alten Prophezeiungen und Legenden glauben, während